



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers.

---

## Kirche

Daß Sie uns hangenden  
Höchstes verlangenden  
Menschen des Dunkels  
Pfade erhellet,  
Hat sie als wirkende  
Himmelverbürgende  
Mutter zur Seite  
Gott uns gestellt.

Treu der erbarmenden,  
Alles umarmenden  
Mutter im Glücke,  
Treu ihr in Not!  
Denn ihr gab der Meister  
Die Scheidung der Geister, —  
Sie hat das Leben  
Und keinen Tod. . . .

Ruppert Dörfling

## Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Da läßt Vater Werner die Hände sinken und schaut starr hinüber zum Kai, wo die hohe Gestalt noch unbeweglich steht und zum Schiff hinüberschaut. Vater und Sohn . . . Aug in Auge — und doch unerbittlich getrennt.

Da beginnt das Schiff langsam sich zu bewegen. Wie ein weißer Schwan gleitet es die Landungsmauer entlang.

Der Mann an der Mauer macht eine jähe Bewegung, als wolle er ihm nachstürzen, . . . hält aber plötzlich ein — hebt langsam beide Hände, streckt sie hinüber zum Schiffe, zu seinem Sohne, der unwillkürlich das gleiche tut.

Die „Kronprinzessin“ wendet sich. Der große Moment ist vorüber.

Da nimmt Vater Welter, der älteste der vier, den jungen Konfrater bei der Hand und führt ihn in seine Kabine.

Hier saß er lange, den Kopf in die Hände gesenkt, und starrte vor sich hin, als hielte eine unglaubliche Phantasie ihn fest, die keine Wirklichkeit sein konnte. Der Vater, — der Vater sollte das gewesen sein, — kaum einen Steinwurf weit von ihm? Der Vater, nach dem er in so mancher Heimwehstunde bei Tag und Nacht sich umsonst gesehnt hatte? Und nun wollte das grausame Meer sich hoffnungslos zwischen sie legen. Wie ein Fieber brauste es taumelnd durch ihn hin: Es war kein Traum, er war es, der Vater, der Vater. Ihm war, als müsse unter dem harten Stöhnen, das sein ganzes Sein durchstieß, alles in ihm aus den Fugen gehen.

Dieser Abschied war härter als der erste damals, aus dem Elternhause.

Und doch — und doch — das war der Sonnenstrahl nach dem Gewittersturm —,

der Vater war nicht mehr der, der er gewesen. Er war nur mehr der Freimaurer, der ihn verleugnete. Die Vaterliebe hatte ihn heimlich fortgetrieben auf die weite Fahrt zum Hafen, um noch einmal den Sohn zu sehen.

Begann der Himmel schon ihm für sein Opfer den Preis zu zahlen? Der Gedanke war wie ein linder Südwind über einem sturmerlorenen Schiffe.

Als Herbert am Abend mit abgeklärtem Gesicht wieder zu den andern kam, da war die heimatliche Küste verschwunden. Nur ein schmaler, dunkler Streifen am Horizonte grüßte noch von dem Lande, das seine Heimat war.

Mit starkem Willen wandte er sich ab, dem Lande und den Menschen zu, die ihm mehr sein mußten als Heimat und Vater und Mutter.

Als Frau Werner und Ruth nach Hause kamen, wunderten sie sich, den Justizrat nicht zu finden. Er habe ein paar Tage verreisen müssen. Seine Rückkehr sei noch unbestimmt, meldete das Mädchen.

Sie sahen sich an. Sollte er ... Aber das war ja nicht möglich! Da hätte er sich ja ihnen anschließen können ... Aber sein Stolz, der immer wieder der Liebe den Weg vertrat!

Mit Spannung warteten sie auf ihn. Als er nach zwei Tagen heimkam, ... war er das wirklich? War das der stolze Mann, der sonst mit seinem Blick alles bezwang, der sich nun so gebrochen von den Frauen ins Haus führen ließ ...?!

Kein Wort sprach er von Ziel und Zweck seiner Reise. Frau Mathilde und Ruth aber wußten nach einem Blick in sein verfallenes Gesicht genug, obschon sie sich Näheres nicht denken konnten.

In der Nacht phantasierte Werner. Immer wieder sprang er auf und streckte die die Arme aus nach Unsichtbarem. Mit beschwörendem Ausdruck rief er nach seinem Sohne, daß er nicht von ihm gehen möge ...

Die Frauen hatten Mühe, ihn zurückzuhalten, wenn er immer wieder einem weißen Schiffe nachvollte ...

Am andern Morgen erkannte er die Seinen nicht. Der alte Hausarzt und Hausfreund Sanitätsrat Keeling wurde gerufen. Er brachte seinen Sekundanten, Dr. Reinert, mit.

„Ein böses Nervenfieber,“ konstatierten beide übereinstimmend. „Da muß eine heftige Gemütserschütterung vorausgegangen sein.“

Dr. Reinert ahnte irgendeinen Zusammenhang zwischen Herberts Abschied und

des Justizrats Reise und Erkrankung. Fragend sah er Ruth an. Sie nickte, und er wußte Bescheid.

„Es läßt sich denken, was an seinem Lebensmarke zehrt und ihn niedergeworfen hat wie eine Eiche,“ äußerte der Sanitätsrat voll Mitgefühl zu Frau Werner.

„Ja, er gehört zu den Menschen, die das Geschick weder biegt noch bricht, bis sie die zwingende Hand im Nacken fühlen,“ seufzte sie.

Bange Wochen vergingen. Für die Frauen ging das Heimweh nach Herbert in der Sorge für den Kranken unter.

Endlich ein Lichtblick. Nach einem tiefen Schläfe sah Werner eines Tages klar um sich.

„Mir ist, als wäre ich lange fortgewesen. — Ich war bei Herbert.“ Er sagte es so ruhig und selbstverständlich, als hätte es nie den leisesten Mißton zwischen ihm und seinem Sohne gegeben.

Frau Mathilde streichelte seine Hand. „Warst auch gewiß bei ihm, Kurt. Er sendet Grüße von hoher See.“

„Von hoher See?“

In Werner dämmerte das Glimmern: Das weite Meer — ein weißes Schiff — viele Menschen — einer im schwarzen Kleide, der die Arme nach ihm streckte ... Er wußte es wieder wie er seinen Anblick in sich hineingetrunknen hatte, bis ... Weiter wußte er nichts mehr. Er war erst in einem Hotel, in das man ihn von irgendwoher gebracht haben mußte, wieder zu sich gekommen. Dann war er, jede Begleitung ablehnend, mit halben Sinnen heimgefahren.

Müde fielen ihm wieder die Augen zu. Der Schlaf gab ihm Vergessen. Als er dann mit klarem Kopfe wieder erwachte, da sah er über dem neugeschenkten Leben nur das trostlose Wort: „Zu spät!“

In der „blauen Villa“ ist manches anders geworden. Melitta ist nun Herrin des schönen Besitzums. Hanna und Friedrich, den beiden Getreuen, hat sie in edler Pietät ein friedliches Ausruhen gegeben. Hanna aber nutzt die verdiente Ruhe nur halb aus. Nach wie vor schleppt sie ihre zerbrechlichen Glieder zur Frühmesse ins Kloster, geht den Kreuzweg oder sitzt in ihrem sonnigen Stübchen, die runzligen Hände am Rosenkranz.

„Für meinen Herrn,“ murmelt sie allemal, wenn Melitta oder Werners ihr ein längeres Ausschlafen anraten. „Wird die alte Hanna noch nötig haben.“

Melitta ist seit des Onkels Tode merkwürdig ernst geworden. Die Geheimnisse der Ewigkeit haben ihre sorglose Kinder-

Seele zum ersten Male berührt. Auch die Freundschaft mit Ruth gab ihrem frohlebigen Sinne eine ernstere Richtung. Mit der ganzen Leidenschaft südlischen Naturells schloß sie sich der älteren Freundin an. Alles, was ihre erwachende Seele betogte, vertraute sie ihr.

Doch nicht alles. Ein zartes Geheimnis, ihr selbst kaum bewußt, barg sie scheu in ihrer Brust.

Aber sie wußte nicht, wie tief Ruth, die im knospenden Garten einer Liebe viel besser Bescheid wußte, ins verschwiegene Heiligtum ihres Herzens hineingeschaut hatte. Ruth hatte Melittas tiefes Erglühen gesehen, als sie Dr. Reinert zum ersten Male nach des Onkels Tode bei Werners wieder begegnet war. Ein Gebet stieg ihr manchmal aus dem Herzen, daß der Freund den rechten Weg finden möge.

Anderfalls würde wohl eine Stunde kommen, da sie dem, der ihr als Freund und Kamerad immer lieber geworden, sehr weh tun müßte. Sie bangte vor dieser Stunde — seinetwegen.

Dr. Reinert ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Er fühlte, dieser Zustand zwischen Hoffen und Enttäuschung, dieses Warten und Harren auf ein einziges Zeichen, das ihm Bürgschaft wäre für Ruths Liebe, brachte ihn nach und nach um seine Ruhe, störte ihn in seinem Berufe.

Eines Tages war er es leid. Entweder — oder!

Er kleidete sich sorgfältiger als sonst an und stand eine halbe Stunde später an der Wernerschen Villa.

Alles ausgeflogen.

„Die Herrschaften sind zur Stadt gefahren, und das gnädige Fräulein ist vor fünf Minuten zur „blauen Villa“ gegangen,“ wurde ihm gemeldet.

Gilg ging er den See hinab. Vielleicht, daß er sie noch einholen könnte. Doch als er um den Park bog, sah er sie bereits nicht mehr. Wieder umsonst!

Schon wollte er umkehren. Da sah er durch die Tannen, die eine Ruhebank umgaben, etwas Weißes schimmern. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn. Ruth? Sie war es wirklich.

Er hätte sie gerne ein Weilchen beobachtet, um in ihren Zügen sein Schicksal zu erforschen. Aber sie mußte seinen Schritt bereits gehört haben. Sie kam auf ihn zu. Er sah, sie hatte geweint.

„Gnädiges Fräulein, was bedeutet das?“

Er nahm ihre Hand. Sie setzten sich. Ruth bemühte sich, zu lächeln.

„Was ist's, das Sie betrübte?“ forschte er.

„Ich muß immer noch an das arme Kind denken, dem wir heute morgen das Beinchen amputiert haben. Dabei arm . . . und elternlos . . . ein Krüppel. Welch ein Karfreitag wird solch ein Leben einmal werden!“

Reinert triumphierte heimlich. Da gab sie ihm ja selbst das Netz in die Hand, darin sie sich fangen lassen mußte.

„Sie haben recht,“ entgegnete er nach kurzem Schweigen. „Auch mir greift das traurige Geschick solcher armen Wesen tief in die Seele, hat es immer getan. Seit Jahren sinne ich, wie da zu helfen wäre. Ich glaube, wir können es, könnten helfen, Fräulein Ruth. Darum kam ich heute, Sie zu fragen, ob Sie mir helfen wollen!“

Ruth sah ihn unruhig von der Seite an. War es nur die Sorge um die kleinen Waisen, die so leidenschaftlich durch seine Stimme zitterte?

Da sah auch er sie an. In diesem Blicke lag alles, was er seit dem ersten Begegnen für sie empfunden hatte, die starke, erprobte Liebe des gereiften Mannes, die zwingende Bitte, die machtvolle Forderung: „Sei mein! . . . Du mußt mein sein!“

Ruth war bleich geworden. Nun war die Stunde doch gekommen. Wieder sollte sie einen Freund verlieren, mit dem sie in echter Kameradschaft so sicheren Weg gegangen war.

Er wartete, daß sie ihm die Antwort gäbe, die ihn zum glücklichsten oder einsamsten Menschen machen würde.

„Ruth, sollen wir diesen armen Waisen Vater und Mutter sein?“

„Ich kenne nicht die Tragweite Ihrer Worte,“ entgegnete sie leise.

Da begann er ihr seine Pläne darzulegen, ruhig, mit warmer Begeisterung: Eine Kinderklinik mit anschließendem Heim für die armen, elternlosen Krüppel unter ihnen, an irgendeinem sonnigen Plätzchen am See . . .

Ruth hörte ihm bewundernd zu. Was war das für eine Wunderwelt, die er ihr erschloß! Auch sie hatte Träume gehabt, ferne, ungreifbare.

Wieder sah sie ihn forschend an, ob es nur der helfende Kamerad sei, den er suchte.

Da ergriff er ihre Hand: „Ruth, hören Sie mich an, ehe Sie sich entscheiden . . . Sie kennen mich seit langem; ich war ein sorgloser, leichter Gesell, drückte mich nach Kräften an des Lebens Ernst vorbei. Als ich aber Helmut und Herbert — sie waren unsere Besten — einen Weg beschrei-

ten sah, auf dem ich mir bis dahin nur Einfältige und büßende Weltfate gedacht, da bin ich nachdenklich geworden und habe haltgemacht und mich besonnen auf meine eigenen Lebenswerte und -ziele. Ich lernte jene Entfager, Höhensteiger verstehen und bewundern, wennschon ich ihnen nicht folgen konnte. Und dann sah ich mich auch um nach jenen auf der Nachtseite des Lebens, brachte ein tiefes Erbarmen mit für diese Schattenkinder. Ein Barbar war ich, dank meiner herrlichen Mutter, nie, nur ein leichtlebigen Kind meiner Zeit."

Er schwieg eine Weile und wartete, daß sie ein Wort sage. Da sie aber nicht sprach, fuhr er fort: „Seit ich Sie kenne, Ruth . . . Sie nahmen den Suchenden mit in Ihre Geisteswelt. Wollen Sie mir den Platz dort lassen. Wollen Sie mit mir zusammengehen als Lebenskamerad, als . . . meine Gattin?"

Es wurde so still zwischen ihnen, daß einer des andern Herzschlag hätte spüren können. Sie schauten beide über den See, der still, wie ein Menschengesicht, zu ihren Füßen lag. Über ihnen sang ein scheues Vöglein, und im Graze zirpten die Grillen.

Ruth sah da wie gefoltert. Bei seinen letzten, dringlichen Worten schlug sie die Hände vors Gesicht.

„Fassen Sie sich, Ruth, und sagen Sie es mir morgen. Wenn Sie wollen, gehe ich jetzt, damit Sie sich in Ruhe entscheiden können.“

Da ließ sie die Hände sinken. Sie waren naß von Tränen. Eine andere Stunde stand vor ihrer Seele, da ein anderer neben ihr saß und so ganz andere Worte sprach. Jener wußte den ganzen Reichtum ihrer Liebe in seinem Besitze und sprach von Entfagen. Ging von ihr und ließ sie allein. Und hier war nun einer, der nach dem verlangte, was jener verschmähte, und nun sollte sie ihm sprechen von Verzicht, sollte ihn einsam machen und selbst noch einsamer werden?

„Soll ich gehen?“ fragte er wieder.

Sie atmete schwer und sagte ruhig: „Zürnen Sie mir nicht, aber meine Antwort muß heute und morgen dieselbe sein. Es ist mein Geschick, daß ich einsam sei.“

Leise versagend glitten die letzten Worte über ihre Lippen. Sie war mit einem Male todmüde. Sie fühlte sich versucht, ihren Kopf an seine Schulter zu legen und die Augen zu schließen und nichts mehr zu denken.

Aber sie raffte sich zusammen. Er durfte es nicht merken, wie sie müde war.

Da ließ er ihre Hand sinken und sprach

gepreßt: „Ist's der Schatten von einem, der uns beiden teuer ist, der zwischen uns steht, Ruth? So darf ich Ihnen sagen, daß Herberts Segen und innigste Wünsche auf Ihrem „Ja“ liegen.“

„Ich weiß es. Und doch kann ich es nicht sprechen.“

„Was ist es sonst?"

Wieder schwieg sie. Ihr Blick lag mit unergründlichem Ausdruck auf der fernen Alpenfette.

„Kennen Sie die eigenartige Blume, die nur in unbetretenen Einsamkeiten lebt, die nur ein einzigmal blüht, ob die Sonne auch ferner all ihre Glut an sie verschwendet? Bis zu ihrem Vergehen denkt sie ihrer einzigen Blüte nach, . . . ob sie ihr längst auch genommen wurde, . . . vielleicht für des Altars Zierde . . . Ja, Sie kennen solch eine Blume der schroffen Alpenwelt. Lassen Sie sie in ihrer Einsamkeit, ob diese auch herb ist und selbstgewollt. Sie verlassen kann sie nicht, weil sie jener ersten Blüte nachsinnen muß, immer . . .“

Ein Aufschluchzen nahm ihr die Stimme.

„Lassen Sie uns ihr zusammen nachsinnen,“ sprach er kaum hörbar.

„So wie bisher, nicht wahr?"

Er sagte nichts. Sah dunklen Blickes den weißen Schwänen zu, wie sie stolz und unbewegt über den See glitten, und dachte an die Sage vom Schwan, der nur singt, wenn er zu Tode getroffen ist.

War auch dieses junge Menschenherz neben ihm vom ersten großen Lebensschmerz so tödlich getroffen, daß er bis zum Ende immerfort nur das hohe Lied jener Liebe singen mußte, die für volle Hingabe keinen Lohn findet als Einsamkeit und schmerzvolle Erinnerung lebenslang?

„Ist denn nun alles vorüber?“ Tonlos fragte er es.

„Was soll ich Ihnen noch sagen? Soll ich mit einer Unwahrhaftigkeit an Ihrer Seite leben? Soll ich den ganzen, unbrauchbaren Schatz Ihrer Liebe von Ihnen annehmen und nichts zurückgeben können als Freundschaft? Eine Freundschaft und Wertschätzung allerdings, wie man sie dem edelsten Menschentum weihet.“

„Wenn es das ist . . . Ich bin damit zufrieden. Ich werde warten können, bis Sie mich lieben lernen. Bis Sie eines Tages von meiner Geduld bezwungen sein werden. Ich denke ja nicht an die himmelstürmende Flamme, die schwärmerische Jugend erträumt. Die gereifte, ernste Liebe, die die Seelen verbindet, die

immer tiefer, reicher, abgeklärter wird, — dieser Edelstein ist's, den ich suche. Sie wissen es. Andere findet der Mann an allen Wegen. — Ich weiß es, Ruth, Ihre Seele liebt die meine wieder. Leugnen Sie es, wenn Sie können."

"Das Streben zum gleichen Ideal setzt es voraus," sprach sie leise. "Lassen Sie uns weiter ihm dienen wie bisher. Sie der helfende Arzt, ich die dienende Samariterin. Anders kann, darf es nicht sein."

Da wandte er sich ab und schwieg. Der Vorhang war gefallen. Er stand auf und sagte müde: „Ob Sie ahnen, was Sie mir

Tiefe Glut stieg ihm ins Gesicht. In schroffer Abwehr wandte er sich um, und durch seine Stimme ging ein verhaltenes Grollen:

„Sie raten mir, was Sie selbst weit von sich weisen. Denken Sie an Ihre Alpenpflanze. Es gibt deren nicht nur eine.“

Da legte sie die Hände in den Schoß und sagte nichts mehr. Er sah sie noch einmal an, tief und lange, reichte ihr wortlos die Hand und ging, ohne noch einmal umzusehen, den Bergpfad hinan.

Ruth blieb regungslos auf derselben Stelle. Sie war müder als der Sommer-



Missionshaus St. Josef, Aldorf: Edle Wohltäter aus der Schweiz, die uns durch Obstspenden unterstützten

antun? — Sie wollen einsam sein. Nun, ich will es auch."

"Warum wollen Sie es? So viele liebliche Blumen blühen an Ihrem Wege."

"Was soll ein Mann wie ich, ein Arzt, der täglich in der Menschheit tiefstes Elend hineinschauen muß, mit den Blumen des Lenzes?"

"Sie veredeln, hüten, dem Lichte zutreiben, daß sie immer reicher blühen. Da ist eine — eine seltene, wir kennen sie beide . . . . Sehen Sie nicht an ihr vorüber. Ihre frohe Liebllichkeit wird Sie die traurige Alpenflora vergessen lassen."

Ruth wandte den Blick zur „blauen Villa“, an deren Erkern die Klematis in voller Pracht blühten.

Da wußte er, was sie meinte.

tag, der eben die letzten Zipfel seines goldleuchtenden Mantels über die Firnen schleifte und im Schoß der Unendlichkeit zur Ruhe sank. Sie legte die Hand über die Augen.

Hatte sie nur geträumt?

Verloren sah sie auf den Platz, auf dem Reinert gesessen. Was war geschehen? Sie fuhr sich über die Stirn, ihre Gedanken zu sammeln. Aber sie konnte nichts denken, als daß sie nun noch viel, viel einsamer geworden war.

Zu Melitta konnte sie jetzt nicht. Mit dumpfen Sinnen ging sie heim und schloß sich in ihr Zimmer ein. Gut, daß die Eltern nicht zu Hause waren. —

Am andern Morgen ging sie, wie sonst, zur Klinik. Dort hörte sie, daß Dr. Reinert

bereits mit dem Frühzuge eine bringende Reise angetreten habe. Sie wollte die Nachricht als etwas ganz Gleichgültiges aufnehmen, das sie durchaus nichts anging. Und doch fühlte sie eine große Leere und Interessenlosigkeit. Mechanisch tat sie ihre Pflicht. Bis sie eines Tages fühlte, daß sie dieses monotone Einerlei nicht mehr ertrag.

Da bat sie die Eltern, sie für eine Zeit nach Valkenburg zu ihren Erzieherinnen gehen zu lassen.

Mutter Lucia freute sich herzlich, als eines Tages, im Dämmerlicht, ihrer liebsten Kinder eines zu ihr hereintrat.

„Nun, Kind, wie war's draußen?“ fragte sie gütig, als das junge Mädchen ihr schweigend die Hände drückte. Sie sah, wie es um den jungen Mund zuckte.

Da nahm Ruth den wohlbekannten Schemel und setzte sich zu Füßen der Klosterfrau. Legte den Kopf ihr in den Schoß und weinte. So hatte sie es einstmals in all den kleinen Kinderjorgen und -schmerzen so manchmal getan. Dann war alles wieder gut gewesen.

Mutter Lucia ließ sie sich ruhig ausweinen. Sie wußte, eine erlösende Tränenflut nimmt jedem Leid seinen herbsten Stachel.

„So bald müde geworden, Kind?“ Sanft streichelte die welt- und menschenkundige Nonne den braunen Mädchenscheitel.

„Ach ja, so weltmüde und menschenfett! Könnte ich doch hier bleiben! . . . Es liegt ja auch alles nur an mir. Warum bin ich auch solch wunderliches Rätsel, das andern und mir den Kopf zerbricht?“

Die Nonne lächelte nachsichtig. Sie kannte diese Art von Weltsehmerz. So manches junge Vöglein, das gleich Ruth lebenshungrig aus ihrer Hut geflogen war in die weite Welt, war so bald schon enttäuscht und flügelarm zu ihr zurückgekommen und hatte die große Enttäuschung hier in ihren Schoß geweint. Manches hatte gar nicht wieder weggewollt, hatte sich hier eine Hütte gebaut und Taborfrieden gefunden. Sie selbst ja auch.

„Wenn der Himmel doch auch für mich hier ein Plätzchen hätte!“ seufzte Ruth müde. „Eben begegnete ich Lore Brunet. Ich hatte keine Ahnung, daß sie den Schleier genommen hat. Ich hätte weinen mögen, als ich ihren Frieden sah. Ehemals war sie doch . . .“

„Das schwarze Schaf der Klasse,“ lächelte die Oberin. „Aber das Schwarz ging nicht tief bei ihr. Das Herz war klar und wahr. Aber, mein Kind, wir können nicht alle heilige Theresien sein. Wer sollte

die Wunden draußen heilen, die die Welt schlägt, wenn nicht St. Elisabeth immer wieder verzüngt heilend und helfend durch die Lande ginge? Wohl ist es das höchste Ideal, dem wir hier dienen, doch nicht das einzige. Und vielleicht nicht immer das wichtigste. Das Zeal macht nicht den Menschen groß, sondern das, was es in uns anregt und wirkt. Glaub' es mir, Kind, der letzte Welttag wird uns manche Überraschung bringen. Da wird manches schlichte Beilchen, das hier demütig und verborgen im Schatten stand, das Edelweiß der Höhen überstrahlen . . . Du kennst das kleine Fräulein Seling, das nebenan im Torhäuschen zwei Kämmerchen hatte und alle Armen und Kranken und Kinder mit Namen und Umständen kannte. Sie selbst kannten wenige. Sie starb vor kurzem, wie die Heiligen Gottes sterben. Ich bin überzeugt, daß ihr Stern einmal den mancher frommen und gelehrten Klosterfrau überstrahlen dürfte.“

Ruth saß still zu der ehrw. Mutter Füßen. Ihre Worte fielen beruhigend und klärend in ihr aufgewühltes Herz. Leise begann sie zu erzählen. All ihre Enttäuschungen, ihr Weh und ihre Vereinsamung legte sie der Nonne ins verstehende Herz.

„Ja, Kind, da kann wohl nur Gott dir die rechte Antwort geben. Ob du recht tatest, die Werbung jenes edlen Mannes zurückzuweisen, wer kann es sagen als der Richter in deiner eigenen Brust? Vielleicht hättest du mit ihm ein hohes Ideal verwirklichen können. Aber vielleicht wirst du es jetzt nicht minder können. Nur wird dein Weg rauher, einsamer, dein Glück aber auch ernster, reiner und frei von Eigensucht sein. Das sind die Rätsel des Menschenherzens, die hier wohl nie ganz gelöst werden.“

Mutter Lucia stand auf und ging mit Ruth zu einem großen Standbild, das ihr von früher so gut bekannt war: der Menschenheiland inmitten von Kranken, Siechen und Müheligen, wie er heilend und tröstend unter ihnen wandelt.

„Hilf ihm, mein Kind,“ sprach mild die Klosterfrau. „Sieh, wie er suchend umschaut, ob keiner ihm helfen mag! Und werde nicht müde; er ist es auch nicht geworden.“

Lange schaute Ruth auf die Szene. Ein Leuchten kam in ihre Augen. Und ein Gebet, ein Gelübde stieg auf in ihre Seele, das sie für immer an die Spuren des göttlichen Samariters fesselte . . .

Nur ein paar Tage blieb Ruth im Frieden des Klosters. Es zog sie heim zur Kindes- und Liebespflicht.

Die Eltern waren froh, daß sie ihr Töchterchen wieder hatten. Frau Mathilde hatte heimliche Angst gelitten . . . und der Justizrat auch, daß Ruth nicht wiederkehren möchte. Nun kam sie froher zurück. Die Gefahr war abgewendet.

„Du liebes Nönnchen!“ scherzte Werner manchmal, wenn sie ihn in seinen Herzanfällen, die mit Unterbrechungen hartnäckig wiederkehrten, mit rührender Liebe pflegte.

„Ihre Ruth ist ein wertvoller Mensch,“ äußerte Dr. Reinerts Mutter einmal bei einem Besuche. „Sie gehört zu den seltenen Menschen, die durch äußere Enttäuschung noch an innerer Größe gewinnen. Gott weiß, wie gerne ich sie Tochter genannt hätte.“

Frau Werner lächelte müde. Auch sie hatte mit Ruths Entscheidung einen zweiten lieben Herzenstwunsch begraben.

Pater Werner kam eben von einer Missionsreise nach den umliegenden Christengemeinden zurück, als er einen Brief aus der Heimat vorfand. Seine Hand zitterte, als er ihn erbrach, denn er trug die Schriftzüge des Vaters. Er las und las und staunte und konnte nicht fassen, was er las. Sollte das wirklich sein Vater, sein stolzer, unbeugsamer Vater geschrieben haben? Wieder und wieder las er den Brief, die bittenden, demütigen Worte, in denen er seine Verzeihung erbat und seinen Beruf segnete. Von früher schrieb er nichts, nur von seiner großen Reue und Sehnsucht. Da war nichts mehr von dem früheren stolzen Selbstbewußtsein, von dem Fanatismus des Gottesfeindes. Nur die immer wiederkehrende Bitte: „Vergiß, was gewesen, und laß es wieder sein, wie es war. Sei wieder mein lieber Junge!“

Er barg den Brief auf seiner Brust und überließ sich dem Strom seiner Empfindungen. Heiß stiegen die Liebe und die Sehnsucht nach dem fernem Vater in seinem Herzen auf. Jetzt nur eine einzige Stunde daheim sein! Aber das war unmöglich. War nicht sein Jugend- und Lebensopfer Veranlassung und Preis gewesen für des Vaters Heimkehr? Darum soll ihn auch nicht der leiseste Wunsch von seinem Posten ziehen.

Nach einem innigen Dantgebete in der Kapelle ging er mit Erlaubnis der Obern auf seine Zelle, um dem Vater unverzüglich wiederzuschreiben. Alles, was er an Liebe je für ihn empfunden, legte er in diesen Brief. Zum Schlusse auch die trostvolle Nachricht, daß er für eine Neugrün-

dung in Aussicht genommen sei und vorher die Heimat wiedersehen würde. Allerdings könne es noch eine Weile dauern, da es noch an Ersatz für ihn fehle.

So froh und leicht und glücklich hatte Pater Werner noch keinen Tag seines Ordenslebens beschlossen wie diesen. Mehr als das versprochene „Hundertfältige“ hatte Gott ihm mit der Seele seines Vaters gegeben. Und soviel an ihm lag, wollte er nicht des Herrgotts Schuldner bleiben.

Es waren ziemlich ausgebaute Verhältnisse, in denen er unter eingewanderten Europäern und Indianern wirkte. Seine erste, stürmende Jugendbegeisterung hatte zwar andere Ziele gehabt — in einem noch unerhellten Dunkel das erste Licht anzuzünden. Aber er begriff es wohl, daß die jetzige Arbeit die beste Vorschule dafür war.

Und so war er zufrieden und wartete.

Der Brief aus Brasilien löste in Justizrat Werner eine ungeheure Spannung aus. Frau Mathilde und Ruth waren zu einer Verlosung ins Waisenhaus gegangen, und so konnte er ihn ungestört genießen.

Er ging in sein Zimmer und schloß ab. Mächtig kam die Erinnerung über ihn, als er den Brief erbrach und die Überschrift „Mein lieber Vater!“ las. Er mußte zu der Stelle neben dem Schreibtisch hinsehen, wo Herbert damals stand und auch „Lieber Vater!“ sagte und umsonst auf ein gutes Wort wartete. Er hatte ihn gehen lassen wie einen Ungeratenen.

Er fühlte es schwer, seit jenem Tage, da er seinem Sohne Herz und Haus verschloß, lag die Hand Gottes auf ihm. Er hatte sich lange gewehrt gegen die aufsteigende Erkenntnis. Und von dieser bis zum offenen Bekennen war für seinen stolzen Sinn ein weiter, fast ungangbarer Weg. Aber Campallas düsteres Sterben, die schwere Erschütterung durch das tragische Wiedersehen mit Herbert und das Gefühl körperlichen Gebrochenseins hatten seinen letzten Widerstand besiegt. Tage und Nächte quälenden Grübelns taten das Letzte.

Durstig trank er das langentbehrte Wort „Lieber Vater“ in sich hinein. Immer wieder las er den Brief, in dem nicht ein Tropfen Bitterkeit, nur Liebe war. Kein Wort von dem, was gewesen war.

Wie war es nur möglich gewesen! Solch einen Sohn hatte er verstoßen können?

Trotz seiner Sinnesänderung hatte er es bisher nicht über sich gebracht, die seit

früher Jugend unterbrochene Verbindung mit dem Gnadenreich der Uebernatur wieder anzuknüpfen. Die erste Botschaft des priesterlichen Sohnes löste nun die letzte Fessel, die ihn noch an sein einstiges stolzes Glaubensbekenntnis band. —

Pater Gerhard, der Guardian des Franziskanerklosters, war nicht wenig erstaunt, als der Bruder Pfortner ihm den Besuch des Justizrats Werner meldete. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Er hatte es seit langem gemerkt, daß sich in der Seele des einst so selbstbewußten Mannes etwas durchrang. Früher hatte dieser ihn, da er in ihm den geistlichen Berater seines Sohnes vermutete, mit Bedacht gemieden, bei Begegnungen ihn feindlich übersehen. Seit längerer Zeit aber suchte er seine Gesellschaft. Der seelenkundige Priester zerbrach sich über diese Wendung nicht allzusehr den Kopf. Es war nicht das erste Werk der göttlichen Gnade in seiner langen Praxis und auch wohl nicht das letzte.

Die Begrüßung der beiden Männer war ernst, aber herzlich. Bald waren sie in angeregter Unterhaltung. Was dann weiter geschah in jenen Abendstunden, — keiner der Beteiligten hat je darüber gesprochen. Einmal nur sprach der Justizrat Pater Helmuth gegenüber, der ihn bei Gelegenheit einer Volksmission besuchte, lächelnd von seiner „Nikodemusnacht“.

Pater Gerhard blieb von der Zeit an sein liebster Freund.

Dr. Reinert war als ernster, fast finsterner Mann von weiten Reisen heimgekommen. Seine Freunde vermißten sehr seinen früheren Humor. Seine Mutter machte sich Sorge um ihn, zumal sie seit einiger Zeit selbst leidend war. Was sollte werden, wenn sie für immer würde von ihm gehen müssen? Das Herdfeuer im kleinen Doktorhaus würde erlöschen und ihr Hans noch einsamer werden.

In einer Abendstunde, als er, schweigsamer noch als sonst, bei ihr im Erker saß, rührte sie einmal an dieses heikle Thema:

„Wie denkst du es dir, Hans, wenn ich einmal nicht mehr bei dir bin?“

„Laß das! Noch bist du ja bei mir!“ wehrte er ab.

„Hans, ich meine, in ein Doktorhaus gehört eine Hausfrau.“

„Mag sein. In meinem Hause ist Platz für eine solche. Anderswo aber nicht.“

Frau Reinert ließ sich nicht beirren.

„Ich kenne eine, die mit dem ersten einstweilen zufrieden wäre. Den andern wird sie sich nach und nach erobern. Ist

ein liebes, edles Kind. Und bei Ruth Heltorf in die Schule gegangen.“

„Ich bitte dich, Mutter, sprich mir nicht davon. Die einzige, die ich an deinem Plaze sehen möchte, will ihn nicht. Eine andere — —? Es ist unmöglich.“ — Sie seufzte und sagte nichts mehr.

Die Bekannten meinten, daß Dr. Reinert anfangs, ein Sonderling zu werden. Er mied jede Geselligkeit. Sogar der anfangs so rege Verkehr mit dem Werner'schen Hause war seit einiger Zeit ganz abgebrochen. Manche ahnten den Grund und konnten es nicht verstehen, wie ein junges Menschenkind wie Ruth Heltorf, schön, reich und begehrt, die Lust der Krankensäle und Armeleutestuben der vornehmen Behaglichkeit eines eigenen Heims vorzog. Der aber, der wußte warum, sagte es keinem. Der streifte stundenlang auf einsamen Bergwegen. Wenn er dann heimkam, war er noch stiller und finsterner. —

Melitta Morlano führte seit dem Tode ihres Onkels ein für ein zwanzigjähriges junges Mädchen ungewöhnlich stilles, abgeglichenes Leben. Bücher und Musik waren fast ihre einzige Unterhaltung. Die Bewohner der umliegenden Willen am See nannten das schöne Südländskind nur noch „die kleine Einsiedlerin“.

Nur ihrer Ruth und Tante Werner blieb sie nach wie vor treu. Und wenn es ihr allzu enge wurde in ihrem Heim, dann stieg sie hinauf zur Bergkapelle. Saß mit irgendeinem Buche in der Hand stundenlang auf der Bank, von der sie wußte, daß sie auch Ruth Heltorf teuer war.

Heute, an einem farbenprächtigen Herbsttage, saß Melitta wieder unter den alten Buchen und schaute träumend ins Land. Ein tiefes Heimweh lag in ihren Augen. Wehmütig gedachte sie vergangener Tage unter dem blauen Himmel ihrer sonnigen Heimat, da sie nicht Weh noch Sehnsucht kannte. Bis dann ihr Mütterchen von ihr ging und der finstere Dunkel sie mitnahm in dieses kalte Land mit seinen rätselhaften, schwermütigen Menschen.

Und doch liebte sie diese Menschen, liebte ihre biedere Art und ihren geraden ehrlichen Sinn. Liebte die Verwandten, die ihr so treu zur Seite gestanden hatten in dunklen Tagen, liebte die edle, lebensernste Freundin, deren verstehende Liebe lauter Gold war.

Und ihn — den einen — der kaum um sie weiß, der sie übersieht, wie man Kinder übersieht. Und der für sie doch der einzige Mensch auf der Welt ist, ob sie die Liebe zu ihm auch tausendmal schmerzhaft aus ihrem Herzen reißt, weil sie ihren

Mädchenstolz eine Schmach dünkt, diese heimliche Liebe zu einem Manne, der sie weder sucht noch begehrt.

Ein Buch liegt auf ihrem Schoß: „Dreizehnlinden“. Und eine dunkelrote Rose. Halblaut gleiten die Heimwehlieder eines traurigen Frankenkinds über Melittas Lippen. Vom schönen, stolzen Falken, der mit dem Todespfeil im Herzen fort, weit fort geflogen . . .

Sinnend tut Melitta, wie die einsame Falkenbraut einst tat: Ein Rosenblatt nach dem andern fällt ihr zu Füßen.

Traurig schaut sie auf die zerpfückte Rose. „Ganz wie mein Leben,“ denkt sie wehmütig.

Weinend hält sie das letzte dunkelglühende Blatt in der Hand.

„Auf das letzte Blatt, wie gerne — möcht ich meine Hoffnung schreiben; — weil ich keine Hoffnung habe, — muß es unbeschrieben bleiben,“ zitiert die trostlose Klage der verlassenen Frankenjüngfrau durch das Scheideweß der herbftlichen Natur.

Schluchzend sinkt der dunkle Mädchenkopf auf das Buch.

„Hattest es gut, Hildegunde. Deines Elmar Liebe gehörte dir, ob er lebend war oder tot. Den ich liebe, er kennt mich kaum.“

In ihrem Weh merkte sie nicht, daß sie nicht mehr allein an der Waldkapelle war. Frau Reinert war mit ihrem Sohne von einer andern Seite heraufgekommen. Im Begriffe, um die Kapelle herumzugehen, hatten sie Melittas Schluchzen gehört und sich diskret zurückgezogen. Sie warteten noch ein Weilschen, dann begannen sie sich laut zu unterhalten und traten zu der Bank, auf der Melitta saß.

Sie sprang auf wie eine ertappte Sünderin und brachte hastig Haar und Kleid in Ordnung. Das Buch war ihr vom Schoß gegliitten, mitten zwischen die dunklen Rosenblätter.

Dr. Reinert hob es auf. Ihn rührte ihre hilflose Verwirrung. Er sah auf die aufgeschlagene Seite, wo Hildegunde klagt: „Die mir ratend helfen könnte, — liegt hier unterm kalten Steine, — bei der Linde ihr zu Häupten — sitz ich oft und weine, weine,“ da sah er Tränen Spuren.

Er sah sie voll Mitleid an. Einsam war doch dieses Kind, einsamer noch als Hildegunde, die Frankentochter. Nicht Vater, nicht Mutter — und fern der Heimat.

Melitta hatte sich, wie um Hilfe in ihrer Verlegenheit zu suchen, zu Frau Reinert

wieder auf die Bank gesetzt und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge.

Eine tiefe Glut stieg ihr ins Gesicht, als Reinert ihr das Buch zurückgab und ihr die Hand reichte.

„Gnädiges Fräulein lieben ernste Lektüre? Ich glaube, allzubiel Einsamkeit tut nicht gut für junge Damen Ihres Alters,“ meinte er lächelnd und sah sie forschend an.

„Meinen Sie? Da kommen Sie aber mit unserm Dreizehnlindendichter in Konflikt. Einsamkeit ist Seelennahrung . . . In der Stille wird dem Geiste — rechte Geistesoffenbarung,“ zitierte sie lebhaft.

„Und ist die der schönen Einsamen an der Waldkapelle geworden? Ich meine die Geistesoffenbarung?“ Wieder sah er sie prüfend an.

Melitta war viel zu sehr ein Kind ihres Landes, offen, lebhaft, um ihre Gefühle ganz verbergen zu können.

Sie wich seinem Blicke aus und sagte leise: „Ich weiß es nicht.“

Frau Reinert und ihr Sohn wußten nun, warum Melitta Morlano zur Einsiedlerin geworden war.

Sie gingen zusammen heim.

Die alte Dame reichte Melitta beim Abschied herzlich die Hand. „Da nach eben erfolgter ärztlicher Untersuchung allzubiel Einsamkeit für junge Damen nicht zuträglich sein soll, so schlage ich Ihnen vor, in Ihren einsamen Stunden die stillen Tage einer alten Frau zu durchsonnen,“ sprach sie bittend. „Wollen Sie gleich morgen beginnen? Dann ist uns beiden geholfen.“

In Melittas Augen leuchtete es auf. Das klang so mütterlich gütig. Und sie hatte ja keine Mutter mehr. Sie sah Reinert scheu von der Seite an. „Wenn ich nicht störe.“

„Sie würden mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein. Meine Mutter ist wirklich zu viel allein. Und mir — wird Ihr Besuch eine Freude sein.“

Er verbeugte sich und reichte ihr die Hand. —

An diesem Abend hatte Frau Reinert eine ernste Unterredung mit ihrem Hans. Obsehon sie nicht nach ihren Wünschen ausfiel, war sie doch halbwegs zufrieden. Er war doch nicht ganz so abwehrend und schweigsam und finster gewesen wie sonst. Und sie hoffte noch viel von der alles heilenden und versöhnenden Zeit . . .

Von diesem Tage an gab's manches frohe Wandern durch die schöne Berg-

welt. Es war ein ungleiches, aber fesseln- des Paar, die alte Dame mit dem immer gütig-sonnigen Gesicht und das junge, lebhaftes Kind im Schmelz süßlicher Schönheit. Manch Bewundern und Be- äugeln und Vermuten kleinbürgerlichen Sensationsprickels folgte ihnen. Man konnte Dr. Reinert nicht begreifen. Ging da mit finstern Gesicht an der lieblichen Rose in Nachbars Garten vorüber und trauerte der herben Alpenblume nach, die jedem Krüppelkind und Bettelmann auf der Straße, nur nicht ihm blühte.

In freien Nachmittagen schlossen sich auch Ruth und Frau Werner an. Reinert beteiligte sich nie. Nur einmal zu einer Wagenpartie, als auch Justizrat Werner mittat, ließ er sich bewegen. Aber er verfiel unverzüglich in wissenschaftliche Betrachtungen, auf die Werner nur un- gern einging, und vor denen sich die Da- men entsetzt durch Galopp tempo retteten. Der lustige Hans, der einstige Fideleste der „Fidelitas“, war zum knöchernen Gelehr- ten geworden, der seine Mußestunden über trockenen Fachwerken vergrübelte oder ein- same Gletscherregionen aufsuchte.

Einmal nur hatte Melitta das Reinert- sche Haus betreten, zu einer Damenvisite, die Frau Reinert eigens gegeben, um dem spröden Kinde den Weg in ihr Heim zu zeigen. Danach war sie zum Leidwesen der alten Dame nicht wiedergekommen. Ihr Mädchenstolz mochte ihr den Weg verwehren in das Haus des Mannes, der sie nicht begehrte.

Frau Reinert grollte ihrem starrköpfigen Jungen.

„Ein rechter Schwerenöter bist' mir ge- worden, nicht wert, daß so ein liebes Seel- chen auch nur den Mund nach dir ver- zieht,“ zürnte sie eines Tages, da Herbst- wetterlaunen ihr den Weg zum Walde und zur blauen Villa wehrten, und zauste ihn in lächelndem Mutterzorn im dunklen Haarwald. „Weißt wohl nicht, Hagestolz, daß du der bestbeneidete Mann im weiten Gau bist?“

Für Augenblicke fuhr der alte Schalk über sein Gesicht, wie in der Bubenzzeit, wenn er in heimeligen Abendstunden un- bemerkt hinter Inges und Marlies Stüh- len hochte und ihnen Klettenkraut in die geduldigen Böpfe flocht. Mit beiden Hän- den nahm er die Mama um den Hals:

„Bitte kein Regengesicht, Mutterchen! Das schaut aus wie siebzug und ist doch kaum sechzig und blüht noch wie fünfzig! Dein böser Bub sollte sich auch bessern.“

„So—o? Bessern? Wie denkst du dir das, Bessern? Gehst wohl heute noch zum Pfarrer, he? Und morgen hat's Doktor- haus 'ne Hausfrau. Und deine alte Ma- ma darf endlich ins Sorgeneckchen?“

„Ja, ja, morgen!“

Fort war er, und sein Mütterchen hatte das Kopfschütteln. —

Ein wunderschöner Spätherbsttag. Ein Leuchten und Glühen und Strahlen wie das letzte Abschiedsfeiern eines scheidenden Königs.

„So recht, um noch einmal über Land zu wandern!“ seufzte Frau Reinert, da ihr Sohn sich eben anschickte, zur Klinik zu gehen. „Aber — — ich weiß nicht, nie in meinem Leben war ich so müde. Ich glau- be, Bub, du darfst deiner Mutter das erste Rezept schreiben.“

„Nanu, wirst mir doch keine Dumm- heiten machen? Das verbiete ich dir aber ganz respektlos.“

Er fühlte ihren Puls und sah sie for- schend an.

„Hast dir doch wohl ein bißel zu viel zugemutet. Und wenn man da noch bis bald zur Geisterstunde Wohlfahrtstudien treibt — wie meine gnädigste Mama ge- stern im Armenspittel — — — au weh, tu mir doch nichts! Ich will's auch nicht wieder sagen. Dann mußt du der schwar- zen Stine und der blöden Toni und ver- ehrten Kollegenschaft aber auch verbieten, aus der Schule zu plappern.“

Lächelnd wehrte er ihre Hand ab, die ihm den Mund stopfen wollte.

„Junge, unverbesserlicher!“ schalt sie. „Und ich arme alte Frau kann mich nicht wehren. Ja, wenn die Buben einem übern Kopf wachsen!“

Reinert sah, wie sie im Lächeln Schmerz und Mattigkeit verleugnete.

„Soll ich dir Schwester Melittis schicken? Ich muß leider fort zur Klinik. Wir haben eine eilige Operation.“

„Laß die guten Schwestern nur ja auf ihrem Posten. Kommen so nicht durch. Ich bin ja nicht eigentlich krank, nur so merk- würdig müde.“

(Fortsetzung folgt.)

## Photo:

Bild: Seite: 292, 295, 297, 298, 301, 303, 304, 306, 307, 308, 310 von der Mariannhiller Mission.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Schriftleiter P. S. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben